



Der Kreuzbaum.

Eine Weihnachtslegende.

Die Engel legen am Mittag das himmlische Haus, stecken alle Winkel mit Weiden und Zweigen aus, und am Abend stellen sie in den Wolkenraum einen riesenmächtigen, grünen Tannenbaum, der zur Feier des heiligen Christ ganz mit eisernen Kreuzen behangen ist ...

Durch den weiten Saal geht von Raunen und Murren ein Ton und ein Mann tritt beherzt vor Herrn Jesus Thron ...

„Lieber Herr Christ, wir haben dich bitter bedrängt, und nun hast du uns wieder den Baum mit eisernen Kreuzen behängt.“

Lieber Herr Christ, wie wären wir froh entzündet, hättest du uns den Baum mit Nadeln und Nüssen geschmückt.

Gislerner Tand, ein Engel aus Goldpapier, lieber Herr, das war' uns köstliche Weihnachtszier ...“

Aber während die klagende Stimme noch spricht, lächelt Herr Jesus mit seinem milden Gesicht, winkt hinüber nach einer Wolkentür, und da tritt ein kleines, festes Kind herfür. Trägt ein winziges Bäumchen in seinen Händen klein und einen Stern darauf voll wunderhellem Schein ...

„Jahr um Jahr hab' ich dies Kind geschickt, aber ihr Menschen habt es oft grämlich angedrückt. Nur die Kinder drunten im Erdenland haben den himmlischen Glanz in der kleinen Hand ... heut wollen alle den Stern des Friedens sehn. Komm, Kind, wir müssen hinunter zur Erde gehn ...“

Vom Himmel herab zur Welt, — doch fern noch, wie fern! — wandert der Stern ...

Karl Bröger.

Der Stern wandert.

Von Franz Diederich.

Ein lautes Tönen fährt durch die Winternacht. Sie lagert schwer, und das Tönen drängt. Die alte Legende von den Hirten im Felde, die den Stern sahen, den führenden Stern, hängt wie in diesen Nebeln.

Das sind auch nicht die Weihnachtsglocken von einst, was da herüberläutet aus den Fernen. Es läutet nicht mit gläubigem Verkünden und Verheißung, es ist kein Tönen aus weichem Metall.

Aus hartem Eisen, härtestem Stahl wird es entbunden, rauhe Hämmer schlagen es los — Amboschläge! Amboschläge! In beklemmenden Nebeln fallen sie schwer.

Die alten Glocken mit dem Dreiklang der Weihenacht kommen nicht auf gegen sie. Scheu dicken ihre Stimmen unter. Wie Vergangenheit geistert hinter dem Hämmergedröhn ihr feierlicher Ruf von Ehre, Frieden, Freude.

Ehre den Göttern der Höhe! Friede auf Erden! Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Uralter Ruf der Sehnsucht, aus Widerstand entsprossen, von unzähligen Geschlechtern umrungen, nie erfüllt bisher, aber über alles Vergehen triumphierend, bitter empfunden wie ein Hohn von der Massennot des Jahrhunderts unserer Väter und dennoch wach und laut und mit neuen Willensgluten weitergetragen, uralter Ruf der kämpfenden Menschheit, nun auf die furchtbarste Probe gestellt!

Drei Jahre Krieg, der das Glück, das Hoffen, das Wollen von Millionen, aber Millionen aus fester Bahn warf! Drei Jahre Krieg, der altgewohnte Bande des Herzens zerriß und Schmerz und Leid verschwenderisch säte! Drei Jahre Krieg, der die Arbeit verwüstet und unwirksam und schmachvoll darben läßt! Drei Jahre Krieg, der Millionen Leben mährt und zu Krüppeln schlägt! Uralter Beltruf, Völkerruf, der das Heil verheißt, wie willst du im Glauben bestehen!

Ehre den Göttern der Höhe! Friede auf Erden! Und den Menschen allen ein Wohlgefallen!

Die Welt hat der Ruf erobert. Was gab ihm die Macht? Sein Ziel umschwängt alle Länder und Völker. Verbinden und einigen heißt seine Seele. Verbinden im Geist, der die Kräfte des Ails erkennt und bündigt, verbinden in der Arbeit, die den Grund der Erde ausschöpft und Land auf Land, Volk auf Volk anweist. Daseinslust soll der Ertrag sein, der alle beglückt. Aber die Wege wurden gesprengt, der Krieg kam über die Menschen.

Haben die Völker den Krieg gewollt? Jedes Volk verwarf sich dagegen. Aber alle müssen ihn tragen. Sie haben ihn geahnt, aber nicht gewollt. Sie hatten noch nicht die heilige Macht, dem Lauf der Geschichte zu gebieten. Der Hebel war noch nicht in ihrer Hand, der das Räderwerk zwingt. Das blutige Schicksal sprang aus der Maschine. Ihre Aemen, Kräfte, Zähne rasen. Furchtbare Hämmer schlagen den Ambos. Losen erdrückt den läutenden Klang: Frieden, Frieden, Frieden auf Erden!

Die Völker haben den Krieg nicht gewollt, sie sann auf Frieden. Die aber geklärten Geistes begriffen, wie der Friede sich gründen läßt, sie wuhnten, nur kämpfend war er zu bannen. Wissen, bleib wach! Nun gilt's deine Kräfte! Die Zeit stich uns die Blutprobe zu: den Hebel, der den

Frieden erzwingt, den die Menschheit sehnt, wir sollen dem Krieg aus den Krallen ihn reißen.

Ein Stern ging auf den Hirten im Felde und führte sie. In Windeln lag die junge Kraft, aus der Erlösung kommen sollte. Von ihrem Feld aus führte der Weg, aus ihrem Hoffen brach der Schein, der die bedrängte Welt erhellte. Im niederen Stall, vor ihren Augen, lag die bessere Zukunft verklärt. Sie sahen den Keim und glaubten.

Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, durch zwei Jahrtausende hin haben die Menschen der alten Legende nachgeträumt. Sie war eine Nacht bis heute herauf. Was uns an Daseinsglück gebracht, wir haben's am Abend der Weihnacht tiefer in Hoffen und Wollen gefühlt. Wir schlossen uns in unsere Stuben, wir sehten einen grünen Baum und bunten Schmuck und Lichterglanz. Die Enge sollte sich hellen und weiten. Wie aber sank dies Feiern hinter uns!

Drei Jahre Krieg! Drei Jahre Krieg! Städte voll Dual und Fluren voll Gräber! Die Ruhe der Herzen erschüttert, daß kein Heim die Kraft hat, leuchtende Mitte des Daseins zu werden für einen Tag! Die Richter auf nahem Zweig wollen nicht flammen, der Stern auf dem Baume schimmert nicht. Unsere Herzen machen sich auf: das Ziel ist draußen. Der Stern ist wieder im Wandern. Er führt ins nächtliche Feld.

Weg, der die Zukunft sucht, wie bist du hart! Auseinander irren im Suchen die Scharen, die Schulter an Schulter bleiben mühten. Aber der Weg, den der Stern weist, kann nur auf einer Linie der nächste sein. Der Kräfte sind viele, aber der Weg will, daß sie schreiten als eine Kraft.

Im Feld draußen wühlt der schreckliche Krieg, Millionen, die wir lieben, wachen und streiten da draußen. Der Weg, den der wandernde Stern nimmt, hat die blutigsten Leiden der Menschheit unter sich. Erst jenseit, hinter dem Kriege, liegt das Ziel, das alle Nebel von seinem Glanze löst, das Ziel, das erlöst.

Unser Weg zieht durch den Krieg, wir müssen den Krieg bestehn! Er soll uns nicht werfen, aufrecht soll er uns sehn. Heute soll er uns lassen, heute des Völkerverheiß. Das Leben der Millionen Väter, Söhne, Brüder, die im Felde todumdroht der größten Stunde harren, soll ein Duell sein der Kraft, die in erlösende Zukunft strömt. Stern, du führst uns zu ihnen ins Feld! Unsere Weihnacht sei abermals dort!

Harter Weg, du bist ohne festliche Glocken. Wenn wir nahen, werden Väter, Söhne, Brüder auf unsere Hände schauen und fragen: Dringt ihr den Frieden? Hat er nicht eben laute Stimmen vorausgeschickt?

Väter, Söhne, Brüder, wir fragten nach Frieden! aber als er zum Glockenheil griff, ward es ihm vor den Händen

Das Märchen von der Tanne.

Von Ernst Prezzang.

Am Rande einer Schöpfung, auf dem großen, bewaldeten Abhange, der sich dicht an der Landesgrenze erhebt, stand sie und rechte ihre schlante, jugendfrische Gestalt empor.

Im Frühling spürte sie ein geheimnisvolles Quellen und Werden in Stamm und Ästen, und als die Waisonne ihr Goldlicht über die grüne Schöpfung breitete, schob es in gelbgrünen harzigen Trieben aus allen Zweigen, und die feste Spitze rechte sich höher und leuchtete wie klarer Bernstein.

Wenn am Abend die Sonne weit drüben in der schimmernden Ebene versank und ein lauer Lenzwind aus den Aedern und Wiesen im Tale heraufwehte, wenn die Dämmerung sich über Hügel, Wald und Ebene breitete, dann hob ein eifriges Wispern und Flüstern in der Schöpfung an.

Die Bäumchen neigten sich zu einander und raunten sich wunderbare Geschichten zu von dem Leben, das sie erwartete, von der strahlenden Kraft der Sommer Sonne — und der weichen Märchenpracht des Winters.

„Wie schön hat uns Mutter Natur gekleidet!“ sagte der schlante Tannenbaum am Rande der Schöpfung. „Leuchten unsere Triebe nicht wie Kerzen?“

Und alle die kleinen Tannen nickten eifrig und wiegten sich froh und stolz in dem sanften Winde des Frühling.

Die Tanne am Rande des Abhangs aber war die schönste und größte von allen. Wenn sie sprach, hörten die andern andächtig zu, denn sie hatte über alles ihre eigene Meinung und genoh den Ruf, ein Philosoph zu sein.

„Schön sind unsere Kerzen, das ist wahr,“ sagte sie. „Ich möchte sie nicht missen; denn sie segen helle Lichter auf unser dunkles Kleid. Aber es warten unser noch viel, viel schönere. Wenn der unfreundliche, düstere Herbst vorüber ist und der Winter unsere Zweige mit seinen weichen, weißen Glocken bedeckt — dann erst kommt das große Wunder in unser Leben. Und dann erst fühlen wir ganz, wozu wir berufen sind: in Schönheit zu sterben für eine herrliche Aufgabe ...“

Da neigten die Bäumchen sich neugierig vor und wisperten: „Sprich, was ist es?“

Die große Tanne träumte eine Weile vor sich hin. Dann sagte sie: „Habt ihr zuweilen das schrille Kreischen hinter uns im Walde gehört?“

Da schauerten die kleinen Bäume furchtbar zusammen und raunten eifrig: „Ja. Es soll ein schreckliches Tier mit blanken, spitzen Zähnen sein, das die Bäume frisst.“

„Nein. Ein Tier ist es nicht. Säge nennen die Menschen das Ding, wie ich von Holzschlägern gehört habe. Das segen sie an unsern Fuß, die Zähne heißen zu, und wir stürzen um.“

„Welch' schrecklicher Tod!“ jammerten die Tannen.

„Es dauert nur einen Augenblick. Und wir sind auch nicht tot. Denn erst dann kommen wir wirklich zu Ehren bei den Menschen. Sie tragen uns in ihre warmen Stuben, geben uns einen künstlichen Fuß, so daß wir wieder gerade und aufrecht stehen wie hier. Dann schmücken sie uns und bekleiden uns mit strahlender Herrlichkeit. Silbernes Haar wird über unsere Zweige rieseln, goldene Rüsse, rotbäufige Äpfel und bunte Süßigkeiten werden sich daran schaukeln und kleine, weiße Engel werden uns umschweben. Ja! Auf der ganzen weiten Welt gibt es keinen Baum außer uns, der so wunderbare Früchte trägt, keinen einzigen, der so geliebt und verehrt wird wie wir.“

Staunend hörten es die andern und bebten vor Ehrfurcht und Glückseligkeit. „Und das ist wirklich wahr?“

„Es ist wahr. Aber das Schönste, das Allerhöchste wihst ihr noch nicht. Wie wir jetzt unsere Kerzen tragen, so werden uns dann blütenweiße und rosenbunte Lichter schmücken: Kerzen, die wirklich brennen und leuchten. Und lachende Kinder werden um uns sein und uns anstaunen mit glänzenden Augen, werden singen und juchzen, und ihre kleinen Seelchen werden hüpfen vor Lust und Freude!“

„Wie schön!“ flüsterten begeistert die Bäumchen. „Wie herrlich!“

„Ja, ihr Schwestern und Brüder! Alles, was lebt und weht auf dieser Erde, hat seinen eigenen Zweck, seine besondere Aufgabe. Aber unser ist das herrliche Los geworden: den Kindern Freude zu bereiten!“

Da ging ein dankbares, andächtigtes Rauschen durch das Heer der kleinen Bäume. Die Frühlingnacht mit ihren Sternen umspannte den Wald, und der laue Wind wiegte die Bäumchen in seligen Schlaf.

Die große Tanne aber stand schweigend am Abhang und träumte noch lange, lange in ferne Zukunft hinaus ...

Tag und Nacht träumte sie und lächelte glücklich in die weite Ebene hinunter.

Es kam der Sommer und auf den Aedern lutete das Meer der goldenen Halme im Sonnenbrande. Der Duft reisenden Brotes walle auf und mischte sich mit dem Harzgeruch des Waldes und dem Odem der zahllosen Blüten, die in buntem Reichthum überall hervorprokhten.

Die Schnitter rückten heran; ihre blanken Sensen blühten in der Blut des Himmelfeuers, und das Goldmeer der Halme bereedte unter dem Schwoiren der funkelnden Eisen.

Die Tanne am Abhang sah es und träumte ihren alten Traum.

Eines Tages blieben die jungen Schnitter aus. Ältere Männer kamen und führten bedächtig die Sense, Frauen sogar, und die Mädchen banden eilig Garbe um Garbe. Aber wenn sie am Abend Arm in Arm heim schritten, sangen sie nicht mehr.

Als die Felder abgeerntet waren und hier und dort noch die Garben in Heden standen, traten an einem Morgen eine große Anzahl grauer Männer aus dem Walde und spähten vorichtig in die Ebene hinaus. Sie trugen Tornister auf dem Rücken und Gewehre in den Händen. Sie zerstreuten sich in langen Linien auf Aedern und Wiesen und warfen tiefe Gräben quer über die Ebene auf bis hinauf zum Fuße des Abhangs.

Die Tanne sah es verwundert und träumte weiter wie vorher.

Doch bald kam die Stunde, da sie sah emporschreckt aus ihrem Traum. Vor ihr am jenseitigen Rande der Ebene sprühte ein Feuerblitz auf; hinter ihr im Walde gab es einen harten Schlag, so daß ihre Wurzeln erbebten, und dann bligte, sauchte und donnerte es von allen Seiten.

Unten in den Gräben begannen die Flinten zu knattern, und hoch oben in der Luft zog ratternd ein großer, merkwürdiger Vogel seine Kreise. Weiße Wölkchen umflatterten und begleiteten ihn.

Hinter den Gräben schlugen dunkle Stücke ein und warfen eine feurige Wolke von Qualm und Erde spritzend empor.

Das ging so Tag und Nacht.

Wochen ... Monate ...

Nun war der Herbst da und schüttete seine Wolken über die grauen Männer in den Gräben aus. Der Himmel verfinsterte sich, und wütende Stürme jagten über die Ebene und brausten durch den Wald.

In einem solchen Tage ging wieder das grauige Loben und Brüllen an. Die Luft war erfüllt von sprühendem Feuer und fliegendem Eisen. In der Ebene, im Walde und hoch oben in den Wolken zischte und piffte, knallte, wimmerte und heulte es.

In diesem Tage geschah es, daß zum ersten Male ein gewaltiges Stück Eisen in die Schöpfung schlug, viele kleine Tannen zerquetscherte und die Stücke hoch in die Luft schleuderte.

Da sahen die anderen in tödlichem Entsetzen zusammen und bogen sich verzweifelt nach allen Seiten, als ob sie fliehen wollten.

geschritten. Sturm schreie die Antwort. Eisen umfloss sie uns den Weg. Ambossschläge, Ambossschläge! Der Friede soll kämpfend erschmiedet sein. Und ihr steht am Herde. Haltet die Blut!

Seht ihr droben den Stern? Wandert er noch? Wächst nicht sein Leuchten?

Der Stern hält überm Schlachtfeld. Durch treibende Rebel quält sein Schein . . . Was will er linden?

Das Fest der Mütterlichkeit.

Von Hermine Schmidt-Labr.

Nur um bittenden Kinderaugen zu gewahren, entzündet so manche Mutter dies Jahr ein paar Kerzen am Weihnachtsbaum. Nur um dem Drängen einer Jugend nachzugeben, die die Wirnis unserer trüben Zeit um so viel Sonne, so viel Unbefangenheit betrogen. Ein Fest kann es ja doch nicht werden, dies dritte Kriegsweltnachten!

Hier bei uns fladern, wie wartend in Qual und Angst all die Fernen, die Kerzen am grünen und bunten Baum. Brennend heiß und schwer wie Tränen fallen ihre Tropfen. In England ziehen die singenden Knaben von Tür zu Tür und linden mit silbernen Glocken die „fröhliche“ Zeit. Und wenn sie müd gelaufen und müd gesungen sich um den Tisch setzen, auf dem der mit so viel Liebe und Hochachtung bereite Plumppudding in blaugelbender Flamme dampft, dann suchen auch dieser Kinder und ihrer Mütter Blicke den fernen Vater. Und so hat überall dieser Tag, diese Nacht ihr eigenes, liebemahnendes, erinnerungsreiches Gepräge. Ja, im Namen einer Heilswahrheit hat sich's im letzten und vorletzten Jahr sogar begeben, daß da und dort doch der Kampf abblaute und Freund und Feind einen Augenblick als einfache Menschen sich begegneten, die nichts von Haß und Kampf wußten, sondern nur von der weihnachtlichen Friedensbotschaft.

Und doch liegt Sinn und Bedeutung dieses Festes unserer Zeit nicht so weltentfern. Eine kämpfende, bedrückte und geängstete menschliche Gemeinschaft war es, die sich zum erstenmal an die Hoffnung auf Erlösung klammerte und Märchen dichtete von Rettern, die sie aller Qual entbinden wollten. Der unerschütterliche Glaube, daß es besser kommen muß, daß der Menschheit Friede und Wohlgefallen beschieden sein muß, hielt ganze Generationen feilhaftig aufrecht in der Bedrückung.

Wunderbar, wie dieser Erlösungsgedanke in der gestaltenden Volkspoesie sich als schönstes ein einfach menschliches Sinnbild schuf. Mutter und Kind, das sind die Gestalten, in die sich zu versenken dieses innerlichsten aller Feste eigentliche Weihe war. Nicht die Bibel und die biblische Christusgeschichte legten dem Urbild der Mütterlichkeit große Bedeutung bei. Im Gegenteil, wir hören dort von Christi hochfahrender Art, mit der er sich von Mutter und Geschwistern wandte. Auch die römische Kirche mit ihrer Verachtung des Weibes wußte zunächst mit der Gestalt der Mutter nichts anzufangen. Erst nach und nach, als sie sich auch dem Bedürfnis gerade der nordischen Völker anpaßte, nahm die Kirche den Marienkult auf. Aber mit welchen Ehren und Würden sie auch die erhabene, mit der Gewalt der unfehlbaren Fürbitte ausgestattete „Himmelskönigin“ ausschaltete, dem Volk blieb sie vor allem nahe als die milde erbarmende Mutter. Ihr Kind aber ist Volkshaft und Gewähr einer kommenden besseren Zeit. Und das Licht umstrahlt die Mutter, deren Gut dies in der Wiege liegende werdende anvertraut ist. Ihre mütterlich hegende Liebe darum ist Gewähr für die kommende Erfüllung des Ersehnten und Erhofften. Und darum ist auch sie anbetungswürdig.

Immer wird diese Weihnachtsgeschichte auch dem, der dem Christentum ganz entfremdet ist, ein ehrwürdiges Symbol bleiben. Auch das Werk des Sozialismus ist ein Erlösungswerk, das wir freilich nicht von einem vom Himmel gesandten Kind erwarten, sondern als Wirkung unserer eigenen

Kraft. Und gerade der Befreiungskampf der proletarischen Frau ging eindeutig um das eine: Rettung der besten persönlichen Kräfte vor dem Aufgehen im Daseinskampf, damit nicht das eigentliche Leben der Frau, das häusliche seelisch verarmen muß. Es ist an ihr, den Glauben an das Kommende, an eine friedvollere bessere Zeit hoch zu halten und die Seelenkräfte, deren es bedarf, diese Zeit heraufzuführen in sich zu hegen, in anderen zu wecken. Und wie sie Mut und Kraft in dieser allerschwersten Zeit bewies, so wird sie Mut und Seelenkraft beweisen in der treuen Hut und Pflege, die sie dem großen Erlösungswerk angedeihen lassen wird, dessen Botschaft wie die alte Weihnachtsbotschaft verheißt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Schatz der Armen.

Von Hans Leub.

Mit wie viel Aufgebot von Herz und Verstand hat man seit Jahrtausenden die Glenden zu tören gesucht! Buddha, der Königssohn, ist durch Weltverachtung und Selbsterneuerung für eine halbe Milliarde Menschen zum Gott geworden; zweitausendfünfhundert Jahre dauert seine Religion der Entsayung; unsterblich von ihren Bekennern, deren Gebetsmühlen jetzt sogar in den englischen Schlingengärten ihre dunkle Formel „Om mani padme hum“ abhaineln. Ursprünglich eine Revolution der allgemeinen Menschenrechte gegen die Tyrannei von Geburts- und Standesvorrechten; der Gleichheit gegen die Kaste; der Ruf zur Menschewürde, gerichtet an Verachtete, nur für den grenzenlosen Hochmut der Auswählten der Geburt im Staube Dahinlebende — erstarrte sie bald genug, als der Prinz tot war, der als ein Vorker aus dem Königspalast entflohen war, um das Volk zu erlösen. In Indien siegte wieder die Kaste.

Die Buddhisten wanderten zwar aus nach Tibet, China; aber sie trugen nur den Wahn mit fort, nicht den Geist. Was Erlösung werden sollte, wurde neue Sklaverei, das Fundament für den Thron der Mönche, des Lama in Tibet. Die Gebetsmühle wurde das Grab der Innerlichkeit, die Buddhas Leben und Lehre kennzeichnet. Das „Kleinod im Lotus“ (Om mani padme), ein Symbol aus aristokratischer Kultur Ägyptens und Indiens, höhnt die Ursprünge der Revolution Buddhas gegen den Hochmut der Brahmanen!

Die Zusammenhänge zwischen dem Urchristentum und der ein halbes Jahrtausend älteren buddhistischen Weltreligionslehre sind noch dunkel, fallen aber auf. Auch Jesus hielt es mit den Armen. Die von ihm ausgegangene Bewegung revolutionierte das Weltreich der Römer. Als ihr „Sklavenaufstand in der Moral“ gestieg hatte, als die Götter Griechenlands und Roms nur noch auf Dörfern unter Bauern Anbetung fanden, als die Wörter „Bauer“ und „Heide“ gleichbedeutend wurden (paganus; französisch noil, heute paesen — Heide), da wurden die vormalig Verfolgten alsbald Verfolger, die Demütigen die Allerhöchmütigen.

Aber der alte Geist lebte fort in Sekteln, weckte neue Gedanken und Lehren, aber nicht nur solche der duldbenden Demut! In jeder Regung der „Menschrechte“, in jeder Empörung der Rechtlosen, die zum Licht streben, wirkt er fort, wie sehr auch die Empörer und ihre Feinde diese Zusammenhänge leugnen und verlernen mögen! Der Forscher steht unter dem Schutt der Geschichte die verborgene Geschlechterfolge der Gedanken, und hört im hellen Ton der Trompeten von 1789 einen unmittelbaren Nachhall der leidvollen Lehren des revolutionären Königssohnes Gautama-Buddha und einen weniger mittelbaren, direkteren des Lebens, des auf Golgatha mit vergeblichem Schimpf als das eines Auführers gewaltsam, doch auch vergeblich vernichtet wurde!

Da kommt nun dieser Krieg ohne Beispiel in der Welt Geschichte, rüttelt an Allem, was es gibt auf der Welt, zerstört, zerrüttet alles Recht, alle Güter der Menschheit, mäh Millionen dahin, unterbricht alle Verbindungen der Zivilisation, stößt überall den wahnwitzigsten Fanatismus mit dem Ansehen des Rechtes aus, sich für der Weisheit letzten Schluss und tiefsten Sinn auszugeben, so daß nur noch der Wahnwitz für Verstand, Humanität für Dummheit und sogar für Verrat gelten muß!

Aber wie es zu allen Zeiten gewesen ist, so heute auch: in dem Nebel selbst ist ein Geist des Guten; der Krieg, der Gewalt über

alles Recht erhebt, sogar den Gottesbegriff erniedrigt, und die höchsten Werte der Menschheit zu Unmenschen, das Böse, Schädliche und sogar das Schändliche zur Tugend falschen will, — trägt in seines blutigen Mantels halten auch Kräfte des Heiles und der „Heiligung“! Wohlauf, ihr Armen, bemächtigt euch dieser Kräfte, eures wahren Schages! Würdigt euer rechtes Evangelium, das ihr nun besser kennt als Buddha! Das Paradies eurer Entsayung kam aus diesem Walten der Gewalt nicht nur gerettet, nein, sogar durch dieses Walten verwirklicht werden! An euch ist es, euren Schag aus der allgemeinen Zerstörung zu heben und zu gewinnen!

Nicht auf Zulagen sollt ihr bauen — wer wäre so naiv? —, aber auf Tatkraft! Eines Prinzen Predigt, die Indien erschütterte hat, ist nur ein ohnmächtiges Mittel im Vergleich zur Gewalt der Tatkraft, die der Krieg hinterlassen wird! Schon die ungeheuren Lasten, die er uns aufbürden wird, müssen mit unwiderstehlicher Wucht den Hochmut der Vorrechte zu Boden zwingen! Man wird nicht nur euch, eure Arbeit, sondern sogar euren guten Willen brauchen, wenn man den Staat, das Reich nicht vollkommen lassen will! Das ist der wahre „historische Materialismus“ jetzt, daß euer Kampf in ein ganz anderes, stärkeres Bündnis mit den wirtschaftlich-politischen Tatsachen, den wirklichen, ökonomisch-politischen Zuständen gebracht sein wird, wenn der Friede kommt! Nicht was ihr getan und getragen habt in diesem Kriege, sondern was ihr nach ihm zu leisten haben werdet — Unentbehrliches — das ist der Anker eures Rechts, der dadurch aus einer bloßen Forderung, einem Ziele, zur Wirkung wird, nämlich zur Wirkung der Veränderung eures Ranges, eurer Macht im Staate und seiner Volkswirtschaft!

Wollten irgend welche Toren es unternehmen, diese beiden nach dem Kriege einem erbitterten, zerrüttenden „inneren Kriege“ auszuliefern, so würden alle bald merken, daß dies Unternehmen das schmerzliche Unheil für das Reich bedeuten würde. In dieser Tatlache dürft ihr, Schiller der Lehre vom historischen Materialismus, eure Ansprüche und Rechte materiell das heißt wirtschaftlich verankert sehen. Was aber die idealen Mittel eures Rechtes und des Kampfes darum angeht, so bringt ihr aus dem Kriege auch deren nicht wenige mit. Was immer den Menschen heilig war und ihr Herz in zwingende Verbindung mit ihrem Willen, ihren Heilsschlüssen brachte, das dürft ihr von Stadt zu Stadt, von Land zu Land als Lösung vor euch hertragen und für euch aufrufen!

Verbündet zugleich mit den realen, materiellen, ökonomischen Triebkräften und idealen; mehr als vorher von beiden getragen, werdet ihr nach dem Kriege noch mehr als vor ihm die Garde der Gerechtigkeit sein und mit dem Schag der Armen zugleich den Triumph der Humanität aus dem Schutthaufen der Kriegshinterlassenschaft erheben!

Der internationale Haß, mit dem der Krieg die Menschen entehrt, ist nur ein Schwächling gegenüber dem allgemeinen Schrei der Europäer nach dauerndem Frieden! Ein Bündnis der aus Zwang und Zwangsvorstellungen befreiten Vernunft wird sich mit Naturgewalt Bahn brechen unter den Völkern, die jetzt einander nötigen, einander zu quälen! Der Sturz der Zwangsgewalt der nationalen Interessen wird der des Krieges selber sein, der Friede der Geburtstag einer neuen, stärkeren Internationale! Die Lehren der Erfahrung werden den Abscheu gegen den Krieg zu einer Willens- und Werdensmacht befördern, während er vorher doch fast nur ein sanfter Wunsch von „Zeologen“ und eine „Lehre“ geblieben war!

Ich bin nicht geneigt, gegen die Not der Zeit eine leere Trostpredigt zu halten, sondern will die zum Verstehen und Handeln anregen, die dazu berufen sind. Handlungen aber sind nicht Demonstrationen — ohnmächtige gar! Sammlung der Kraft für die Zeit nach dem Friedensschluß, Aufklärung über unsere Nachmittels, Ausbildung und Übung in ihrem Gebrauch, — diese Aufgabe, die uns der Krieg und seine wirklichen Wirkungen stellen, müßte ein unfehlbares Heilmittel gegen den zerrüttenden Zwiepalt unter uns sein! Wer unter gründlich veränderten Zuständen und Machtverhältnissen nur die alten Mittel, Wege, Waffen kennen und nugen will, der beraubt uns und geht mit dem Schag der Armen verwegene um: dieser ist aber der höchste Schag der Menschheit!

Wer uns nichts zu sagen weiß über die wahrhaft radikale Revolution der Volkswirtschaft durch die Erbschaft aus dem Kriege;

Gegen Abend wurde der Lärm schwächer und als die Nacht kam, heulte nur noch der Sturm aus den Wolken, wimmerte und schrie es gedämpft aus der Ebene heraus, und der Regen brach wie eine Einstüt nieder und löschte die qualmenden Feuer im Dorfe.

Am Morgen strahlte die Sonne. Da blinkten große, helle Tropfen an den Nadeln der Tannen auf wie Tränen an Menschenwimpern. Es war, als hätten sie die ganze Nacht geweint . . .

In der Folge geschah es öfter, daß eins der vernichtenden Eisen seinen Weg in die Schonung nahm und die kleinen Tannen zu Duzenden zerbrach. Sie starben hin mit einem schwachen Schrei.

Die aber am Leben geblieben waren, flüsterten in stillen Nächten mit einander und sagten trauernd: „Das Märchen von dem silbernen Haar, den goldenen Nüssen und strahlenden Lichtern ist eine Lüge.“

„Nein,“ erwiderte die Tanne am Abhang. „Es ist dennoch wahr. Neulich ritzelten einige der grauen Männer in meinem Schatten, und ich hörte, wie sie von uns sprachen. Sie sagten, sie wollten mich nach ihrer Heimat mitnehmen. Dazu lachten sie selbstlich und freudig, so daß ich wohl merkte, es kam ihnen von Herzen.“

Die Bäumchen schüttelten ungläubig die Zweige und wiesen auf ihre zerbrochenen Brüder hin.

„Ja,“ sagte die große Tanne traurig und nachdenklich. „Viele gehen dahin, ehe sie das Ziel ihres Lebens erreichen. Das ist überall so, in der ganzen Welt . . . Aber ihr müßt es dennoch glauben, das große Wunder unseres Todes, das zugleich das höchste Wunder unseres Lebens ist. Bereiten wir uns auf unsere hohe Aufgabe vor, und wir werden über den Tod triumphieren.“

Die anderen schwiegen und wußten nicht ein noch aus. Sie aber träumte weiter, ob auch die Ebene bedte und donnerte und der Wald von den feurigen Eisen zerrissen wurde . . .

Schon hauchte der Winter seinen eisigen Atem aus dem Osten, und über Wald und Ebene wölbte sich ein schwerer grauer Himmel. Die Wolken öffneten sich und Gloden stürzten herab, unzählbare Gloden, die das ausgebrannte Dorf, die zerfetzten Acker und Wiesen, die Gräben und grauen Männer mit weißer, weicher Watte überschütteten und Wald und Schonung in glühende Märchenpracht kleideten.

„Seht ihr!“ Die große Tanne wiegte sich stolz und schüttelte die Äste, so daß die Gloden wie silberne Funken umherprüllten. „Seht ihr? Nun ist unser Tag nicht mehr weit.“

Und alle die kleinen Bäumchen begannen wiederum zu hoffen und zu glauben.

Denn nun war auch der feurige Lärm seit langem verstummt. Die grauen Männer hatten sich Erdhütten im Walde gebaut, und zuweilen an den frühen Abenden drang Musik und Gesang daraus hervor.

Die große Tanne lauschte den Liedern und flüsterte freudig: „Hört nur, hört! Nun singen sie wahrhaftig von uns . . .“

Gedämpft, wie aus weiter Ferne her, klang es: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, Wie grün sind deine Blätter . . .“

Eifrig lauschten die Tannen; die ganze Schonung geriet in ein feiliges Entzücken; die Bäumchen wiegten sich leicht hin und her und begannen zu singen. Der Wald sang mit und die Ebene, die Steine und das Land, der Himmel und die Sterne . . .

Die schlante Tanne am Abhang schien zu wachsen vor Stolz und Glückseligkeit. Ihre weißen Äste strebten aufwärts wie Schwingen. Und inbrünstig raunte sie: „Haltet euch bereit! Morgen ist der große Tag, da sich unser Los erfüllt und wir die Freude zaubern werden in die glänzenden Augen der Kinder . . .“

In derselben Sekunde fuhr jenseits der Ebene ein Feuerstrahl in die Höhe. Ein heulendes Eisenstück drausie heran und traf die große Tanne mitten ins Herz.

Sie schrie wild auf, hob die weißen Arme, sprang mit ihren Wurzeln hoch aus der Erde und stürzte zerrissen in den Abgrund . . .

Weihnachtsaat.

Gen Himmel groß durch Winterland
Und weiße Sternennacht
Ein Sämann schreiet bis zum Rand
Der fernsten Wehr und Wacht.

Er schreiet mit gewaltigem Schritt
Den Riesenacker ab
Und mißt den blutigen Ernteschnitt
An Helm und Kreuz und Grab.

Vor manchem Hügel Schneehüßel
Da stoßt des Sämanns Fuß,
Er neigt das Haupt von Schmerz erfüllt
Und beut der Ehrfurcht Gruß.

Dann richtet sich sein Rücken fest,
Nach Gottes Ruf und Rat
Schwingt er den Arm und fallen löst
Er segnend seine Saat.

Und wenn ein Saatkorn fällt, so spricht
In freier Heimat Grund,
Die Kampf und Not zusammenschließt,
Ein neuer Menschenbund.

Und wo zu Kindesweisen hell
Erwacht der Lichter Schein,
Tief springt im Herzen auf ein Quell,
Der löst der Mütter Pein.

Und wo sich heimlich um Verlust
Die Seele sorgt und müht,
Da geht ein Stern auf in der Brust,
Der Stern der Zukunft glüht.

Das wirkt des großen Sämanns Hand
In weißer Weihenacht,
Er wirft die heilige Saat ins Land
Der deutschen Liebesmacht.

Karl Gendell

Die Legende vom Vogelneß.

Von Selma Lagerlöf.

Galto, der Eremit, stand in der Finde und besete zu Gott. Es stürmte, und sein langer Bart und sein zottiges Haar flatterte um ihn, so wie die windgepeitschten Grassbüschel die Binsen einer alten Ruine umflattern. Doch er strich sich nicht das Haar aus den Augen, noch steckte er den Bart in den Gürtel, denn er hielt die Arme zum Gebet erhoben. Seit Sonnenaufgang streckte er seine knochigen behaarten Arme zum Himmel empor, ebenso unermüdet wie ein Baum seine Zweige ausstreckt, und so wollte er bis zum Abend stehen bleiben. Er hatte etwas Großes zu erbitten.

Er war ein Mann, der viel von der Arglist und Bosheit der Welt erfahren hatte. Er hatte selbst verfolgt und gequält, und Verfolgung und Qualen anderer waren ihm zuteil geworden, mag es sein Herz ertragen konnte. Darum zog er hinaus auf die große Heide, grub sich eine Höhle am Flußufer und wurde ein heiliger Mann, dessen Gebete an Gottes Thron Gehör fanden.

wer sich um diese Einfluss Angelegenheit des Arbeiters nicht kümmert, sondern nur als Passivist Politik treibt, der ist heute sehr ungenügend. Parteilehre ist es allezeit gewesen, daß auch feindliche Zustände und Kräfte (Kapitalismus) gute Dienste leisten müssen, daß wir sie als geschichtliche Kategorie, als unvermeidliche Durchgangsstadien anerkennen, aber in ihrem Wirken und Werten die Werte zukünftiger Welten aufspüren und dieser Werte uns bemächtigen müssen.

So hat die Partei seit Marx den Schlag des Armen zu heben gesucht. So sollten wir ihn erst recht in dieser unvergleichlich großen Umwälzung des Krieges suchen, so ihn aus den Trümmern der Kriegsdunst holen! Warum vertritt man sich so schwer, wenn man eine so klare Aufgabe vor sich sieht?

Für mein Kind.

Glutbrände flammen aus Geföhnen
In jeder Nacht, an jedem Tag.
Es kraucht. Die Bajonette blühen.
Granatenwurf und Kolbenhag.
Vorwärts zum Sturm im raschen Sprunge!
Und ist's auch grauenhaft und hart, —
Es bleibt doch dir dereinst, mein Junge,
Erspart.

Im Traum seh' ich die kleine Stube,
Von Mutters Händen aufgeräumt,
Bei Büchern dich, mein blonder Bube,
Der von des Vaters Laten träumt
In der Begeisterung heißem Schwunge —
Die Träne rinnt mir in den Bart:
O blieb es dir dereinst, mein Junge,
Erspart!

Der Wind weht und die Flocken tanzen.
Der Mond scheint über fremdem Land.
Dort drüben an des Feindes Schanzen
Erhebt der Tod die Knochenhand.
Er schreckt mich nicht. Mir ist erklingen
Ein Trost von gar besondrer Art:
Dies alles bleibt einst meinem Jungen
Erspart.

Paul Enderling.

Das Eiweißkrästel.

Von Dr. J. Schlomer.

Die Ernährungsfrage steht im Mittelpunkt der Erörterungen. Im Parlament und am Stammtische, im Salon und in der Kaszarde wird darum gestritten, wieviel Eiweiß, Fette und Stärkestoffe zur Erhaltung des Lebens nötig sind. Die Führer der Wissenschaft geben in Schlußformeln gegeneinander auf mit dem Feldgeschrei: „Viel oder wenig Eiweiß“. Wir aber wollen die Leser hinter die Front dieses Kampfes führen, wo der Forscher mit Probiergläsern und Retorten, mit Versuchen an Menschen und Tieren dem Geheimnis der Eiweißernährung nachspürt.

Das Eiweiß ist der Träger jeglichen Lebens. Wir kennen wenigstens kein Leben ohne Eiweiß. Bei Pflanze, Tier und Mensch ist es die lebende Substanz. Die Eiweißarten sind Stoffe, die zwar in Wasser löslich sind, aber nicht wie gewöhnliche Salze, sondern sie sind kolloid, d. h. sie lassen sich nicht durch tierische Häute hindurchfiltrieren. Für diesen Zustand ist ein bekanntes Beispiel eine Gelatine-Lösung (Aberdies ist Gelatine kein Eiweiß). Aus dieser Tatsache geht schon hervor, daß das kleinste Körperchen, in das man sich das Eiweiß mechanisch zerlegt denken kann, die Eiweißmolekel verhältnismäßig sehr groß sein muß; und das ist sie auch. Besteht doch z. B. das Serumweiß des menschlichen Blutes aus 1432 chemischen Atomen. Diese Atome sind wie in allen Eiweißen die Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel und Stickstoff; letzteres ist der

Charakteristischste Bestandteil, er ist ungefähr in einer Menge von 16 Proz. in der Eiweißmolekel enthalten. Man darf nun nicht glauben, daß diese Atome in der Eiweißmolekel einen regellosen Haufen bilden. Sie sind funktionell geordnet — so müssen wir es uns wenigstens vorstellen — wie die Teile in einem Mosaikbild. Wie in diesem die verschiedenfarbigen Steine besondere Muster bilden, so treten die fünf genannten Elemente erst unter sich zu verschiedenartigen Gruppen zusammen, aus denen dann, wie aus Bausteinen das Eiweißmolekel sich zusammensetzt. Diese Bausteine sind die Aminosäuren. Das sind organische Säuren, in denen mindestens eine Atomgruppe aus einem Stickstoff- und zwei Sauerstoffatomen gebildet ist. Die einfachste von ihnen ist das Leimweiß (Glykoll), so genannt, weil es zuerst aus Leim hergestellt wurde und süß schmeckt; es ist eine Essigsäure, in die die obengenannte Atomgruppe eingetreten ist. Daß das Eiweiß aus diesen Säuren zusammengesetzt ist, läßt sich dadurch beweisen, daß es bei geeigneter Behandlung mit Chemikalien in die Aminosäuren zerfällt. Zugleich hat der berühmte Berliner Chemiker Emil Fischer aus diesen Aminosäuren eiweißähnliche Stoffe wieder zusammensetzen zu können; es ist für uns kein Zweifel, daß es dem Fortschritt der Wissenschaft auch gelingen wird, in nicht zu langer Zeit das Eiweiß selbst im Laboratorium herzustellen. Ob die Forscher ihm Leben verleihen können, das wagen wir noch nicht zu prognostizieren. Bisher sind ungefähr zwanzig Aminosäuren gefunden. Es ist ausgerechnet worden, daß durch die Verbindung von zweien, mehreren oder allen von ihnen über zwei Millionen chemische Körper (Eiweißsubstanzen) möglich sind. Durch diese Berechnung wird ein Licht geworfen auf die Erklärung der Verschiedenheiten der einzelnen Pflanzen- und Tierarten.

Das Eiweiß selbst ist noch nicht das Leben. Erst dadurch, daß der geheimnisvolle Prozeß des Stoffwechsels sich an ihm abspielt, wird es zur lebendigen Substanz. Solange es lebt, zerfällt es und bildet sich immer wieder neu, bei der einfachsten Pflanze, der Alge, wie bei der Krone der Schöpfung, dem Menschen. Schon lange ist bekannt, daß im Stoffwechselprozeß des Menschen das Eiweiß zerfällt in Harnstoff, Wasser und Kohlenäure. Während die ersten beiden durch die Niere als Harn ausgeschieden werden, entweicht die letztere mit der Ausatemungsluft durch die Lungen. Damit diese Verluste, die der Eiweißbestand unseres Körpers fortwährend erleidet, wieder ersetzt werden können, muß ihm wieder Eiweiß in der Nahrung dargeboten werden. Und wichtig ist, daß, während die übrigen Nahrungstoffe, Stärke und Fett, sich gegenseitig vertreten können, immer eiweißhaltige Nahrungsmittel dargereicht werden müssen. Man könnte sich vorstellen, daß man durch einen Versuch am hungernden Menschen feststellte, wieviel Eiweiß täglich zersetzt wird, und wieviel deshalb in der Nahrung zum Ersatz gereicht werden muß. Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Menge nicht genügt, sondern daß es mehr sein muß, um das Eiweißgleichgewicht herzustellen (oder wie der Wissenschaftler lieber sagt „Stickstoffgleichgewicht“, weil der Stickstoff das wichtigste Element des Eiweißes ist). Ob diese notwendige Menge 50 oder 118 Gramm beträgt, darum streiten sich die Forscher, ob es als tierisches oder pflanzliches Eiweiß gereicht werden soll, darum kämpfen Vegetarier und Fleischfreunde.

Das Eiweiß wird vom Menschen vor allem als Fleisch, aber auch in pflanzlichen Nahrungsmitteln, wie in Hülsenfrüchten, gegessen. Durch die Verdauung, die im Magen-Darm-Kanal vor sich geht, werden zuerst die Fasern, beim Fleisch das Bindegewebe, bei den pflanzlichen Nahrungsmitteln die Zellulose-Fasern, geprennt. Das geschieht schon im Magen. Aber schon hier wird das Eiweiß auch durch die im Magensaft vorhandene Salzsäure und das Pepsin in sogenannte Peptone übergeführt. Das Pepsin ist ein Ferment, nämlich ein Stoff, der, ohne sich selbst zu verändern, ununterbrochen einen chemischen Prozeß herbeiführen kann. Die Peptone, die im Magen entstehen, sind löslich, daß sie durch tierische Membranen, also auch durch die Schleimhaut des Darms, hindurchgehen können. Man glaubte daher auch früher, daß diese Peptone wirklich als solche von dem Darm aufgenommen und in das Blut überführt werden können. Die neueren Forschungen haben aber gelehrt, daß dies nicht der Fall ist, sondern die vom Magen in den Darm übergetretenen Peptone werden durch Fermente, die von der Bauchspeicheldrüse und der Darmmucosa ausgeschieden werden, weiter in die Bausteine des Eiweißes, nämlich die Aminosäuren zerlegt. Daß dies der Fall sein muß, läßt sich auch durch die

interessante Tatsache erhärten, daß man einen Menschen im Eiweißgleichgewicht erhalten kann, wenn man ihm nur die Aminosäuren, aus denen sich das Eiweiß zusammensetzt, in genügender Menge gibt. Deshalb muß nun dieser umständliche Prozeß der Zerlegung erst stattfinden, wenn doch Eiweiß — nämlich das körpereigene des Menschen — wieder aus ihm hergestellt werden soll? Da müßte doch eigentlich genügen, das Eiweiß der Speisen löslich zu machen, damit es durch den Darm hindurchtreten kann. Man überlege sich aber, wieviel verschiedeneartige Zellen mit verschiedenen Funktionen Eiweiß zu ihrer Ernährung gebrauchen. Leber und Nieren, Gehirn und Muskelzellen, sie alle produzieren verschiedenartige Stoffe, die sie eben nur aus dem Eiweiß herstellen können. Und wie man ein neues Haus nicht aus den Architekturstücken eines alten aufbauen kann, sondern nur aus deren Bestandteilen, den Bausteinen, so stellen auch die Körperzellen ihren Lebensstoff aus den Bausteinen des Eiweißes, den Aminosäuren oder mindestens ihren einfachen Zusammensetzungen her. Mit diesem Aufbau aus den einfachen Bestandteilen ist dem Körper die Möglichkeit gegeben, sich ganz genau das seiner Art eigene Eiweiß zu gewinnen. Denn jede Tierart und jede Pflanzenart, wahrscheinlich sogar jede Zellart, scheint ihr ganz besonderes, art eigenes Eiweiß zu besitzen. Die Möglichkeit, daß alle diese Millionen von verschiedenen Tierarten ihr art eigenes Eiweiß haben können, ist gegeben dadurch, daß eben — wie oben erwähnt — soviel verschiedene Arten von Zusammensetzungen von Aminosäuren möglich sind. Wird dem menschlichen Körper das Eiweiß einer anderen Tierart nicht durch den Darm dargereicht, sondern direkt als Lösung in das Blut eingespritzt, so empfindet er diese ihm artfremde Substanz als Gift und antwortet darauf mit Produzieren von sogenannten Abwehrstoffen wie bei einer Erkrankung durch Bakterienstoffe. Das Eiweiß der Nahrung muß also im Darm gespalten und dann im Körper in menschliches Eiweiß verwandelt werden, um nicht schädlich zu wirken. Infolge dieser Tatsache konnte sich ein Forscher den Schmerz erlauben: die Menschenfresser nähmen die dem menschlichen Körper zuträglichste Nahrung zu sich.

Mit der Entdeckung, daß der Körper aus einfachen chemischen Stoffen so zusammengesetzte Stoffe wie das Eiweiß aufbauen kann, ist wiederum ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Pflanzen hinfallig geworden. Früher nahm man an, daß nur die Pflanzen aus einfachen chemischen Stoffen höher zusammengesetzte bilden könnten, während dem tierischen Körper es nur möglich sein sollte, diese zusammengesetzten Stoffe wieder zu zerlegen. Je mehr man aber in das Stoffwechselproblem eindringt, umso mehr erkennt man, daß auch das Tier Synthesen — wie man diese aufbauenden Vorgänge nennt — vollziehen kann. Damit es aber seine verschiedenen Eiweißarten bilden kann, müssen ihm, wie es scheint, sehr viele verschiedene Aminosäuren dargereicht werden. Mit Leim, der dem Eiweiß sonst sehr ähnlich im Bau ist, kann man einen Menschen nicht im Stickstoffgleichgewicht halten, weil, wie sich jetzt herausgestellt, ihm einige wichtige von diesen Säuren fehlen. Fügt man ihm diese hinzu, so kann der Mensch damit vollkommen ernährt werden.

Mit der Erkenntnis, daß zum Ablauf der verschiedenen Lebensfunktionen sehr viel verschiedene Aminosäuren nötig sind, lernen wir verstehen, weshalb der Mensch mehr Eiweiß in der Nahrung gebraucht, als er im Hungerzustande zerlegt. Es muß ihm eben ein Gemisch dargereicht werden, in dem sie alle enthalten sind. Das ist beim Menschen wahrscheinlich nur möglich, wenn er tierisches und pflanzliches Eiweiß genießt. Jedensfalls gebraucht die Hirnzelle andere Stoffe als die Muskelzelle. So erklärt sich vielleicht die durch nichts hinwegzudenkende Tatsache, daß die städtische Bevölkerung der Industrie- und Geschäftsbereiche anders zusammengesetzte Nahrung zu sich nimmt als die Landbevölkerung, daß sie Fleisch den pflanzlichen Nahrungsmitteln vorzieht. Wahrscheinlich weil das Fleisch die zu ihrer Art der Arbeit nötigeren Stoffe enthält. So würde die Suppreßit der Kriegsernährungsämter, zur Wehrluppe der Vorkämpfer zurückzuführen, vielleicht dem ganzen wirtschaftlichen Aufschwung der Neuzeit den Todesstoß versetzen. Um diese Frage zu entscheiden, dazu bedarf es noch eines langen verständnisvollen Zusammenarbeitens der Laboratoriumsforscher und der Sozialhygieniker. Die werden durch Massenuntersuchungen und Vergleiche der Ernährungsweise und der Arbeitsverhältnisse der verschiedenen Völker und Bevölkerungsklassen eine Uebersicht zu gewinnen suchen, wie Arbeitsleistung und Ernährung im Zusammenhang stehen. Für die Frage-

Hatto, der Eremit, stand am Flußgestade vor seiner Höhle und betete das große Gebet seines Lebens. Er betete zu Gott, den Tag des jüngsten Gerichts über diese böse Welt hereinbrechen zu lassen. Er rief die psalmenblasenden Engel an, die das Ende der Herrschaft der Sünde verkünden sollten. Er rief nach den Wellen des Blutmeeres, um die Ungerechtigkeiten zu ertränken. Er rief nach der Pest, auf daß sie die Kirchhöfe mit Leichenhaufen erfülle.

Kings um ihn war die öde Heide. Aber eine kleine Straße weiter oben am Flußufer stand eine alte Weide mit kurzem Stamm, der oben zu einem großen, kopfförmigen Knollen anschwellt, aus dem neue, frischgrüne Zweige hervorkommen. Jeden Herbst wurden ihr von den Bewohnern des hochalpinen Hochlandes diese fetten Jahresfrüchtlinge geraubt. Jeden Frühling trieb der Baum neue geschmeidige Zweige, und an stürmischen Tagen sah man sie um den Baum flattern und wehen, so wie Haar und Bart um Hatto, den Eremiten, flatterten.

Das Wachtelgepaar, das sein Nest oben auf dem Stamm der Weide zwischen den emporstreichenden Zweigen zu bauen pflegte, hatte gerade an diesem Tage mit seiner Arbeit beginnen wollen. Aber zwischen den heftig peitschenden Zweigen fanden die Vögel keine Ruhe. Sie kamen mit Wimpernschlagen und Wurzelfäserchen und vorläufigem Niedergas geflogen, aber sie mußten unverrichteter Dinge umkehren. Da bemerkten sie den alten Hatto, der eben Gott anrief, den Sturm siebenmal heftiger werden zu lassen, damit das Nest der kleinen Vögel fortgesetzt und der Adlerhorst zerstört werde.

Natürlich kann kein heute Lebender sich vorstellen, wie bemooht und vertrocknet und knorrig und schwarz und menschenunähnlich sich ein alter Heidebewohner sein konnte. Die Haut lag so stramm über Stirn und Wangen, daß sein Kopf fast einem Totenschädel glich, und nur an einem kleinen Ausfluchten tief in den Augenhöhlen sah man, daß er Leben besaß. Und die vertrockneten Muskeln gaben dem Körper keine Rundung, der emporgestreckte nackte Arm bestand vielmehr nur aus ein paar schmalen Knochen, die mit verrunzelter, harter, rindenähnlicher Haut überzogen waren. Er trug einen alten, eng anliegenden, schwarzen Mantel. Er war braungebrannt von der Sonne und schwarz von Schmutz. Nur sein Haar und sein Bart waren licht, hatten sie doch Regen und Sonnenschein bearbeitet, bis sie dieselbe graugrüne Farbe angenommen hatten, wie die Unterseite der Weidenblätter.

Die Vögel, die umherflatterten und einen Platz für ihr Nest suchten, hielten Hatto, den Eremiten, auch für eine alte Weide, die ebenso wie die andere durch Art und Säge in ihrem Himmelsstoben gehemmt worden war. Sie umkreisten ihn viele Male, flogen weg und kamen zurück, merkten sich den Weg zu ihm, berechneten seine Lage im Hinblick auf Raubvögel und Stürme, fanden sie recht unvorteilhaft, aber entschieden sich doch für ihn, wegen

seiner Nähe zum Fluße und dem Niedergas, ihrer Vorratskammer und ihrem Speicher. Eines der Vögelchen schoß pfeilschnell herab und legte sein Wurzelfäserchen in die ausgestreckte Hand des Eremiten.

Der Sturm hatte gerade aufgehört, so daß das Wurzelfäserchen ihm nicht sogleich aus der Hand gerissen wurde, aber in den Gebeten des Eremiten gab es kein Aufhören. „Mögest Du bald kommen, o Herr, und diese Welt des Verderbens vernichten, auf daß die Menschen sich nicht mit noch mehr Sünden beladen. Möchtest Du die Ungeborenen vom Leben erlösen! Für die Lebenden gibt es keine Erlösung.“

Nun setzte der Sturm wieder ein, und das Wurzelfäserchen flatterte aus der großen, knochigen Hand des Eremiten fort. Aber die Vögel kamen wieder und versuchten die Grundpfiler des neuen Heims zwischen seine Finger einzukleuen. Da legte sich plötzlich ein plumper, schmutziger Daumen über die Palme und hielt sie fest, und vier Finger wühlten sich über die Handfläche, so daß eine friedliche Rispe entstand, in der man bauen konnte. Doch der Eremit fuhr in seinen Gebeten fort.

„Herr, wo sind die Feuerwolken, die Sodom verheerten? Wann öffnest Du des Himmels Schenken, die die Erde zum Berge Ararat erhoben? Ist das Maß Deiner Geduld nicht erschöpft und die Schale Deiner Gnade leer? O Herr, wann kommst Du aus Deinem sich spaltenden Himmel?“

Und vor Hatto, dem Eremiten, tauchten die Fiebervisionen vom Tag des jüngsten Gerichts auf. Der Boden erbebt, der Himmel glüht. Unter dem roten Firmament sah er schwarze Wolken fliehender Vögel; über den Boden wälzte sich eine Schar stichtender Tiere. Doch während seine Seele von diesen Fiebervisionen erfüllt war, begannen seine Augen dem Flug der kleinen Vögel zu folgen, die blitzschnell hin und her flogen und mit einem vergnügten kleinen Piepsen ein neues Hälmchen in das Nest fügten.

Der Alte ließ es sich nicht einfallen, sich zu rühren. Er hatte das Gefährde getan, den ganzen Tag stillstehend mit emporgestreckten Händen zu beten, um so unsern Herrn zu zwingen, ihn zu erhören. Je matter sein Körper wurde, desto lebendiger wurden die Gesichte, die sein Hirn erfüllten. Er hörte die Mauern der Städte zusammenbrechen und die Wohnungen der Menschen einfliegen. Schreiende, entsetzte Volkshaufen eilten an ihm vorbei, und ihnen nach jagten die Engel der Rache und der Vernichtung, hohe, silbergepanzerte Gestalten mit strengem, schönen Antlitz, auf schwarzen Rossen reitend und Geißeln schwingend, die aus weißen Blitzen geflochten waren.

Die kleinen Wachtelgepaare bauten und zimmerten fleißig den ganzen Tag, und die Arbeit machte große Fortschritte. Auf dieser hügeligen Heide mit ihrem steifen Niedergas und an diesem Flußufer mit seinem Schilf und seinen Wiesen war kein Mangel an

Wachstoff. Sie fanden weder Zeit zur Mittagsrast noch zur Vesperruhe. Während der Eifer und Vergnügen flogen sie hin und her, und ehe der Abend anbrach, waren sie schon beim Dachfirst angelangt.

Aber ehe der Abend anbrach, hatten sich die Weide des Eremiten mehr und mehr auf sie gehetzt. Er folgte ihnen auf ihrer Fahrt, er schalt sie aus, wenn sie sich dummi anstellten, er ärgerte sich, wenn der Wind ihnen Schaden tat, und am allerwenigsten konnte er es vertragen, wenn sie sich ein bißchen ausruhten.

So sank die Sonne, und die Vögel suchten ihre vertrauten Ruhestätten im Schilf auf.

Der Abend über die Heide geht, muß sich herabbeugen, so daß sein Gesicht in gleicher Höhe mit den Erdhügelchen ist, dann wird er sehen, wie sich ein wunderliches Bild von dem letzten Abendhimmel abzeichnet. Eulen mit großen, runden Flügelhäuten über das Feld, unsichtbar für den, der aufrecht steht. Kattern ringeln sich heran, geschmeidig, lebend, die schmalen Köpfe auf schwanähnlich gebogenen Halsen erhoben. Große Arden kriechen träge vorbei. Hasen und Wasserreiter fliehen vor den Maudieren, und der Fuchs springt nach einer Fledermaus, die Rücken über den Fluß jagt. Es ist, als hätte jedes Erdhügelchen Leben bekommen. Doch unterdessen schlafen die kleinen Vögelchen auf dem schwanken Schilf, geborgen vor allem Wägen auf diesen Ruhestätten, denen kein Feind nahen kann, ohne daß das Wasser ausplätschert oder das Schilf zittert und sie aufweckt.

Als der Morgen kam, glaubten die Wachtelgepaare, die Ereignisse des gestrigen Tages seien ein schöner Traum gewesen. Sie hatten ihre Werkzeuge gemacht und flogen geradezu auf ihr Nest zu, aber das war verschwunden. Sie suchten vergeblich über die Heide hin und erhoben sich gerade in die Luft, um zu spähen. Keine Spur von einem Nest oder einem Baum. Schließlich sehten sie sich auf ein paar Steine am Flußufer und grubelten nach. Sie wippten mit dem langen Schwanz und drehten das Köpfchen. Wohin war Baum und Nest gelommen?

Doch kaum hatte sich die Sonne um eine Handbreit über den Waldgrübel auf dem jenseitigen Flußufer erhoben, als ihr Baum gewandert kam und sich auf denselben Fleck stellte, den er am vorigen Tage eingenommen. Er war ebenso schwarz und knorrig wie damals und trug ihr Nest auf der Spitze von etwas, was wohl ein dürres, aufrechtstehendes Ast sein mußte.

Da begannen die Wachtelgepaare wieder zu bauen, ohne weiter über die vielen Wunder der Natur nachzugrübeln.

Hatto, der Eremit, der die kleinen Kinder von seiner Höhle fortjagte und ihnen sagte, es wäre besser für sie, wenn sie niemals das Licht der Sonne gesehen hätten, er, der in den Schlamm hinausfügte, um den schlüpflichen jungen Menschen, die in kühnen Worten den Fluß hinaufzuredeten, Verwünschungen nachzu-

Stellung bei dieser Forschung werden Ihnen die Ergebnisse der modernsten Erziehung wertvolle Hinweise geben. Nicht der Krieg mit seinem Zwangsvegetarismus wird die Entscheidung liefern — dieses Experiment wird durch zuviel andere Einflüsse gestört — nur wissenschaftliche Arbeit in ruhigen Friedenszeiten kann die letzten Schleier wegziehen, die das Erziehungswesen heute noch verhüllen.

Heimfahrt zu Weihnachten.

Von einem Feldgrauen.

Weihnachtsurlaub! Eine Glorie von Glück und Hoffnung bildet sich um dies Wort, man möchte es mit feinen, zierlichen Empfindungswörtern schreiben und eine Kränze von Friedensengel und sich schneibenden Täubchen herumzeichnen. Auch um das Ding an sich. Obgleich es sich ein bißchen anders entwickelt und in seinem Beginn verknüpft wenig Poesie hat.

Wir haben ihn also eingeleitet, nach dem alten Wort, daß wer viel Urlaub bittet, auch viel bekommt. Aber dann ist alles stumm. Wir glauben nicht mehr dran. Bis endlich am 21. auf einmal der Schwabenzuschreiber sagt: Wehrtigen ist Ihr Urlaub genehmigt. Am 21! Und ich sehe tief rein in Ruhland am Rande eines hübschen Schlingengrabens und hing bereits die Leiter zum Heulen an eine Weibe.

Drei Tage nur noch bis Weihnachten, und ein Brief geht fünf! Ein Brief wiegt 50 Gramm und ich 80000! Aber der Schreiber redet! Menschen kommen schon in dreißig Stunden nach Berlin, wenn sie nur den rechten Anschluß finden.

Also packte ich schleunigst meine Siedensachen, holte Bah und Fahrkarte und sprang kopfüber in die Entlassungsanstalt.

Die gefährt ja nun auch zur Post des Weihnachtsfestes. Sonst war sie das jüdische Bad des Ozean. Ein schmutziger, feuchter, veräufelter Holzsteg. Als ich hineinging, war ich läusefrei, als ich sie verließ, ludte es mich am ganzen Körper. Aber es war wohl nur Einbildung, denn ich bekam einen unterstempelten Schein, daß ich läuse- und fenchensfrei sei, und wo ein Stempel drauf ist, da steht auch die Wahrheit besiegelt.

Von dort ging ich zur Bahn. Das Telephon, das hier draußen nicht klingelt, sondern tuiet wie ein Waldhorn, hatte einen Zug zu 4 Uhr nachmittags verkehren, der, wenn er ging und schnell ging, den Abend noch Anschluß an die große Linie zur Heimat bringen dürfte.

Das Telephon log nicht, aber der Zug hatte sich's anders überlegt. Alle Tage war er gegangen, heute blieb er nicht erst im Schnee stecken, sondern der Einfachheit halber ganz aus. Der nächste Zug ging „etwa vier Stunden später“, genau wußte es keiner, abgesehen davon, daß hier draußen alles von plötzlichen Umstellungen abhängig ist. Es konnte aber auch zwischendurch mal ein zufälliger Zug eintreffen, also da wir einmal am Bahnhof waren, blieben wir.

Me, wer, was da im Saale stand, sah und lag, war nicht zu erkennen, nur die Schatten der Fackelhanden rissen sich riesenhaft an den weißen Wänden ab, wenn einer seine Glühbirne anknipste oder ein Streichholz hervornahm.

Die Ungebildigsten standen am Fenster und bliesen Löcher in die Glasfront. Dadurch kam auch ich in die Loge, als erster den ankommenden Zug zu melden, der durch den Mondschein gegen die Schneefläche umherwirbelte und sich herangebraust kam, obgleich er tatsächlich nur eine Kleinbahn darstellte.

Er hielt und war im Sturm genommen. Schneller konnten wir nicht oben sein, wenn wir Ruffen gewesen wären, hinter denen die Deutschen her sind.

Nun sahen wir auf Koffern im Viehwagen. Früher galt es als geübtes Schimpfwort, daß man im Viehwagen würde fahren müssen. Du lieber Gott! In diesem Kriege sind wir schon so viel im Viehwagen gefahren. Wir waren denn auch ganz zufrieden mit ihm, denn ebenso gut hätten wir auf einer offenen Vore durch die Schneenacht fahren können.

Er war ja auch nicht gerade geheizt, aber das ist kein unbedingt erforderliches, einmal hatten wir bereits seit vier Stunden gefahren und dann wußten wir auch, wozu wir's taten. Diesmal nicht nur fürs Vaterland, sondern für unsere eigenen Heimwunden. Na, mit Krampfen, Wolldecken, auf die Hebenstellen und Schnäpfsen kamen wir dann in weiteren vier Stunden doch ans Ende der Kleinbahn. Schnell requirierte ich mir einen russischen Gefan-

genen, der meinen Koffer trug, wozu ein Landwehrmann ihn beschickte, und so zogen wir zum Hauptbahnhof. Dort war die gleiche Szene wie heute nachmittag, nur etwa um Doppelte vergrößert und mit Petroleum beleuchtet, das es als erstes Zeichen wiederkehrender Kultur in einer qualmigen Dampf gab.

Aber einen Zug nach W... gab es nicht. Erst um 7 Uhr früh. Im Offiziersheim sei jedoch noch Platz. Das stimmte tatsächlich. Räumlich auf einer Bank im Hausflur. Sie war zu kurz, um sich auszubreiten, und zu schmal, um die Anie zu beugen. Also ragte Kopf oder Fuß abwechselnd in die Leere, und die war eiskalt; der Fußboden, den ich sonst gewiß nicht gescheut, hatte sich in eine Schicht schmelzenden Schnees verwandelt. Dennoch schlief ich, denn das haben wir gelernt, wenn wir sonst nichts lernten. Wir schlafen auch auf Stacheln, wenn's sein muß!

Auf dem Bahnhof gab es dann sogar Kaffee. Um 7 Uhr kam richtig der Zug, eine ellenlange Wagenteige, eisstartend und eisbergend. Aber noch fanden alle einen Sitzplatz. Die drin saßen, kamen von weit her, waren schon Stunden gefahren, wie wir am Tage vorher, und dafür gestern gewandert, gefahren, geritten, bis sie an den alles aufnehmenden Eisenstrom gelangten unter dem Ragnat „Weihnachtsurlaub“.

In W... wurden aus den Hunderten Tausende, aus dem einen Zug Jüge. Wieviel weiß ich nicht, vor unserm gingen zwei, nach unserm sollten noch drei folgen.

Von Ruhland sahen wir nichts. Es war in ein Schneekleid gehüllt, wie seine Bewohner, wenn sie des Nachts im Mondenschein über die Seen und Sümpfe heranschleichen, um uns zu überfallen. Außerdem waren die Fenster dick befohren, und nur mit Messern gelang es uns ab und an, ein Loch hineinzutragen in die Glasfront, um zu sehen, daß nichts zu sehen.

Drum wußten wir einander beschauen. Mein Abteil bot einen Auszug aus dem gesamten Heerhaufen, der da hinten an der Front steht. Da fehlte nicht der Trainierarzt und der Feldapotheker, nicht der Dragoner und der Feldpostbeamte, der Schipper war da und der Infanterist, der Landsturmann mit ergrautem Bart und der Kriegsfreiwillige mit den ungelassenen Gliedern, der sonst den Sanskrit und den Koran las. Die Schipper waren Berliner Kaufleute und sprachen von Höchstpreisen, die Infanteristen aus Thüringen und hatten jeder eine Glas im Rucksack, der Trainier ein Wasser und der Artillerist ein Wasserpolster.

Aber sie alle wußten, daß es Weihnachtsurlaub war, es ging heim zu Müttern auf acht Tage, auf vierzehn Tage, um den Krieg zu vergessen und sich zu pflegen.

In Romo gab es deutsche neue Zeitungen und seit langen Monaten zum erstenmal wieder den Anblick deutscher Frauen, Schwestern vom Roten Kreuz und mit ihnen eine alte Dame im schwarzen Schleier. Was sie da wollte, das wußten wir alle. Sie würde keinen Weihnachtsurlaub erwarten. Aber wir wußten vorbel. Heut gehen wir heim auf Weihnachtsurlaub, wir wollen nicht der Schrecken denken, wir lassen sie hinter uns in Ruhland und fahren dem strahlenden Lichterbaum entgegen.

Doch müssen wir uns das Glück noch verdienen. In Endkühnen ist Lausprüfung, der Schein ist vorgezogen. Wer keinen hat, wandert noch Wirbath und wird abgedrückt. Auch der Sachse da muß noch mal hin, obgleich er schwor, er sei erst gereinigt und habe nur den Schein verloren. Hilft nichts, Ordnung muß sein. Rüsse bleiben draußen.

Im D-Zug gibt es keine, darf es keine geben. Dafür ist endlich geheizt. Neun Stunden haben wir heut schon gefahren, im ganzen schon 24. Nun haben wir 13 Stunden zum Auftauen. Was anderes gibt's aber auch nicht, nur allerlei Flaschen wandern vom Speisewagen durch die Gänge. Der Schraum selbst ist voll von hohen Offizieren, die dem Weihnachtsfest entgegenfeiern. Sie sind nicht minder fröhlich, als die Mannschaften in den Gängen und Kammern. Dort geht es bunter zu als in Wallensteins Lager. Das gleiche Gemisch vom Morgen dergestalt. Wer nicht sitzen kann, hockt auf seinem Rucksack, wer das nicht vermag, steht. Aber wer da sitzt, steht oder lauert, der weiß wozu, und leise schill. Man sagt, der deutsche Soldat habe einen eigenen Blick, wenn er aus der Schlacht kommt, wenn er in den Tod geblickt; ich weiß nicht, ob das stimmt. Vielleicht muß man die Unparteilichkeit eines Kriegesberichterstatters dafür haben. Das aber kann ich bezeugen: hier im Zuge hatte jeder einen eigenen Blick, es war wie ein Abglanz kommender Freude, wie ein Blick von Weihnachtslichtern aus den tausend Augen, die gewohnt waren, das Vergiste zu schauen.

Eine Mücke nach der anderen wird gefangen und heimgebracht für das, was oben in seiner Hand piepst. Und als das Futter kommt, da piepsen sie am allergeringsten. Den frommen Mann löst das Piepsen in seinen Webeten.

Und suchte, suchte stult sein Arm auf Gelenken herab, die beinahe die Gabe, sich zu rühren, verloren haben, und seine kleinen Blutaugen starren in das Nest herab.

Niemals hatte er etwas so hilflos Häßliches und Armseliges gesehen: kleine, nackte Körperchen mit ein paar spärlichen Blümchen, keine Augen, keine Flugkraft, eigentlich nur sechs große, aufgerissene Schenkel.

Es kam ihm selbst wunderbar vor, aber er mochte sie gerade so lieben wie sie waren. Die Alten hatte er ja niemals von dem großen Untergang ausgenommen, aber wenn er von nun an Gott ansah, die Welt durch Vernichtung zu erlösen, da mochte er eine stillschweigende Ausnahme für diese sechs Schutzlosen.

Wenn die Wäuerinnen ihm jetzt Essen brachten, dann dankte er ihnen nicht mit Verwünschungen. Da er für die Kleinen dort oben notwendig war, freute er sich, daß die Leute ihn nicht verhungern ließen.

Wald gukten den ganzen Tag sechs runde Köpfe über den Nestrand. Des alten Hatto Arm sank immer häufiger zu seinen Augen hernieder. Er sah die Federn aus der roten Haut sprechen, die Augen sich öffnen, die Körperformen sich runden. Glänzliche Erben der Schönheit, die die Natur den bestgelegten Bewohnern der Luft geschenkt, entwickelten sie bald ihre Ammut.

Und uniederlassen kamen die Gebete um die große Vernichtung immer zögernder über Hattos Lippen. Er glaubte Gottes Zusicherung zu haben, daß sie hereinbrechen würde, wenn die Kleinen Vögeln flügel waren. Nun stand er da und suchte gleichsam nach einer Ausflucht vor Gottvater. Denn diese sechs Kleinen, die er beschützt und behütet hatte, konnte er nicht opfern.

Früher war es etwas anderes gewesen, als er noch nichts hatte, was sein eigen war. Die Liebe zu den Kleinen und Schutzlosen, die jedes kleine Kind die großen, gefährlichen Menschen lehren muß, kam über ihn und machte ihn unerschütterlich.

Manchmal wollte er das ganze Nest in den Fluß schleudern, denn er meinte, daß die beneidenswert sind, die ohne Sorgen und Sünden sterben dürfen. Mühte er die Kleinen nicht vor Raubtieren und Kälte, vor Hunger und den mannigfaltigen Heimtückungen des Lebens bewahren? Aber gerade als er noch so dachte, kam der Sperber auf das Nest herabgesaust, um die Jungen zu töten. Da ergriff Hatto den Rücken mit seiner linken Hand, schlang ihn im Kreise über seinem Kopf und schleuderte ihn mit der Kraft des Hornes in den Fluß.

Und der Tag kam, an dem die Kleinen flügel waren. Eines der Vögeln mährte sich drinnen im Nest, die Jungen auf den

was Menschen gegeneinander erben können. Und keiner schaff. Keiner stöhnte ernsthaft über die Stunden- und tagelange Gefährt, über die Kälte nicht und nicht über die Glieder, die zu schmerzen begannen.

Die Nacht hatte um 3 Uhr begonnen. Als der Zug in Berlin eintraf, war sie noch nicht gewichen. Wir waren durch das dunkle Deutschland gesaust, und nun stapsen wir durch die erwachende, schneebedeckte Hauptstadt.

Wir traten tief auf und sahen den Mädchen tief in die Augen, die zu ihrer Arbeit eilten. Und jede schien zu sagen: Aha, da seid Ihr ja, Ihr Weihnachtsurlauber; wir haben Euch erwartet, wir wollen Euch das Fest der Liebe verschönern wie noch nie, daß Ihr meint, es sei Frieden und den Krieg draußen vergeßt. (x)

Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde ließen und des Engels Worte trugen durch die niedere Pforte zu der Mutter und dem Kind, fuhr das himmlische Gesind' fort im Sternenraum zu singen, fuhr der Himmel fort zu klingen: „Friede, Friede... auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten, o wie viele blut'ge Taten hat der Streit auf wildem Pferde, der geharnischte, vollbracht! In wie mancher heil'gen Nacht sang der Chor der Geister zingend, dringlich flehend, lei' verlegend: „Friede, Friede... auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube, daß der Schwache nicht zum Raube jeder frechen Mordgebärde werde fallen allezeit: Etwas wie Gerechtigkeit webt und wirkt mit Nord und Grauen, und ein Reich will sich erbauen, das den Frieden sucht der Erde.

Mächtig wird es sich gestalten, seines heil'gen Amtes waltend, Waffen schlieden ohne Färbde, Flammenschwerter für das Recht, und ein königlich Geschlecht wird erblich'n mit starken Schänen, dessen helle Tuben dröhnen: Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer.

„Die Sinnen können nicht mehr in der inneren Kultur nachleben, ohne gegen die andern an Macht und Einfluß zu verlieren.“ (Kant.)

„Das ewige Volk, welches bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Bildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, bereitet von den Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachkommen für sie.“ (Nicht.)

schleudern; er, vor dessen bösem Blick die Hirten der Heide ihre Herden behüteten, kehrte nicht zu seinem Platz am Fluß zurück, den kleinen Vögeln zuliebe. Aber er wußte, daß nicht nur jeder Vögeln in den heiligen Büchern seine verborgene mythische Bedeutung hat, sondern auch alles, was Gott in der Natur geschehen läßt. Recht hatte er herausgefunden, was es bedeuten konnte, daß die Nachtelchen ihr Nest in seiner Hand bauten; Gott wollte, daß er mit erhobenen Armen betend dastehen sollte, bis die Vögel ihre Jungen aufgezogen hatten, und vermochte er dies, so sollte er erhört werden.

Doch an diesem Tage sah er immer weniger Wäuer des Jüngsten Gerichts. Anstatt dessen folgte er immer eifriger mit seinen Wäuer den Vögeln. Er sah das Nest rasch vollendet. Die kleinen Baumblätter flatterten rund herum und beschäftigten es. Sie hielten ein paar kleine Moosflechten von der wirklichen Weide und ließen sie außen an, das sollte anstatt Lärche oder Fichte sein. Sie hielten das feinste Wollgras, und das Weibchen nahm Plausum von seiner eigenen Brust und bekleidete das Nest innen damit, das war die Einrichtung und Möblierung.

Die Wäuer, die die verderbliche Nacht fürchteten, die die Gebete des Eremiten an Gottes Thron haben konnten, pflegten ihm Brot und Milch zu bringen, um seinen Krall zu besänftigen. Sie kamen auch jetzt und fanden ihn regungslos dastehen, das Vogelneft in der Hand.

„Seht, wie der fromme Mann die kleinen Tiere liebt,“ sagten sie und fürchteten sich nicht mehr vor ihm, sondern hoben den Wäuer an seine Lippen und führten ihm das Brot zum Munde. Als er gegessen und getrunken hatte, verjagte er die Menschen mit bösen Worten, aber sie lächelten nur über seine Verwünschungen.

Sein Körper war schon lange seines Willens Diener geworden. Durch Hunger und Schläge, durch tagelanges Anien und wochenlange Nachwachen hatte er ihn Gehorsam gelehrt. Nun hielten stahharte Muskeln seine Arme tage- und wochenlang emporgestreckt, und während das Nachtelgenweibchen auf den Eiern lag und das Nest nicht mehr verließ, suchte er nicht einmal nach seiner Höhle auf. Er lernte es, stehend mit emporgestreckten Armen zu schlafen, unter den Freunden der Wäuer gibt es so manche, die noch größere Dinge vollbracht haben.

Er gewöhnte sich an die zwei kleinen unruhigen Vögelchen, die über den Rand des Nestes zu ihm hinabblinnten. Er achtete auf Vogel und Regen und schützte das Nest so gut er konnte.

Eines Tages kann das Weibchen seinen Wächter verlassen. Weibchen Nachtelchen sitzen auf dem Rand des Nestes, wippen mit den Schwänzen und beratschlagen und sehen seelenvergnügt aus, obgleich das ganze Nest von einem ängstlichen Piepsen erfüllt ist. Nach einem kleinen Weilschen ziehen sie auf die allerersten Wäuerjagd aus.

Rand hinauszuschleichen, während das andere herumflieg und ihnen zeigte, wie leicht es war, wenn sie es nur zu versuchen wagten. Und als die Jungen sich hartnäckig fürchteten, da flogen die beiden Alten fort, und zeigten ihnen ihre allerhöchste Hingebung. Mit den Flügeln schlagend, beschrieben sie verschiedene Windungen, oder sie stiegen auch gerade in die Höhe wie Vögelchen oder hielten sich mit heftig zitternden Schwingen still in der Luft.

Aber als die Jungen noch immer eigensinnig blieben, kann Hatto es nicht lassen, sich in die Sache einzumischen. Er gibt ihnen einen behutsamen Puff mit dem Finger, und damit ist alles entschieden. Heraus fliegen sie, zitternd und unsicher, die Luft peitschend wie Nadeln, sie sinken, aber sie erheben sich wieder, begreifen, worin die Kunst besteht, und verwenden sie dazu, so rasch als möglich das Nest wieder zu erreichen. Die Alten kommen stolz und jubelnd zu ihnen zurück, und der alte Hatto schmunzelt. Er hatte doch in der Sache den Ausschlag gegeben.

Er grübelte nun in vollem Ernst nach, ob es für unsern Herrgott nicht auch einen Ausweg geben konnte.

Vielleicht, wenn man es so recht bedachte, hielt Gottvater diese Erde wie ein großes Vogelneft in seiner Rechten, und vielleicht hatte er Liebe zu denen gefaßt, die dort wohnen und haufen, zu allen schutzlosen Kindern der Erde. Vielleicht erbarmte er sich ihrer, die er zu vernichten gelobt hatte, so wie sich der Eremit der Kleinen Vögel erbarmte.

Freilich waren die Vögel des Eremiten um vieles besser als unseres Herrgotts Menschen, aber er konnte doch begreifen, daß Gottvater dennoch ein Herz für sie hatte.

Am nächsten Tage stand das Vogelneft leer, und die Bitterkeit der Einsamkeit bemächtigte sich des Eremiten. Langsam sank sein Arm an seiner Seite herab, und es deutete ihn, daß die ganze Natur den Atem anhält, um dem Dröhnen der Posaune des Jüngsten Gerichts zu lauschen. Doch in demselben Augenblick kamen alle Nachtelchen zurück und setzten sich ihm auf Haupt und Schultern, denn sie hatten gar keine Angst vor ihm. Da guckte ein Lichtstrahl durch das verwirrte Hirn des alten Hatto. Er hatte ja den Arm gesenkt, ihn jeden Tag gesenkt, um die Vögel anzusehen. Und wie er da stand, von allen sechs Jungen umflattert und umgaulert, nicht er jemandem, den er nicht sah, vergnügt zu. „Du bist frei,“ sagte er, „Du bist frei. Ich hielt mein Wort nicht, und so brauchst Du auch Deines nicht zu halten.“

Und es war ihm, als hörten die Berge zu zittern auf und als legte sich der Fluß gemächlich in seinem Bett zur Ruhe.

Diese Legende ist aus der Sammlung: Die schönste Geschichten der Lagerkist, die Walter von Molo ausgewählt und mit einer das Wesen dieser Frau und Dichterin tief erfassenden Einleitung versehen hat (Verlag von A. Langen in München).